

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz

Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz

Band: 77 (1968)

Heft: 8

Artikel: Gedanken zu den Menschenrechten

Autor: W.R.C.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975245>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gedanken zu den Menschenrechten

Die Kosmonauten sehen unsere Erde auf der Sonnenseite als eine blaue Kugel, die majestatisch-still im Raume schwebt. Sie wird zu mehr als zwei Dritteln von Wasser bedeckt, den Meeren steht knapp ein Drittel Land gegenüber. Das Leben hat sich im Wasser gebildet und von dort das Land erobert, auf dem sich die vielgestaltigen Reiche der Pflanzen, Tiere und schliesslich unserer eigenen Menschenwelt entfalteten.

In der Geschichte des Lebens erscheint der Mensch spät, etwa vor einer Million Jahren. Aber im Laufe dieser Zeit hat er sich zum unbestrittenen Herrn über die Natur erhoben. Alle seine älteren Mitgeschöpfe sind ihm auf Gediehn und Verderb ausgeliefert. Er schützt und züchtet sie, wo sie ihm nützen oder ihn erfreuen. Als Herr über die Atomenergien vermag er heute das gesamte Leben mindestens auf den Kontinenten zu vernichten. Eine solche Macht hat er kaum je seinen Göttern zugeschrieben.

Der Vermassung entgegen

Der Mensch ist ein Januswesen. Er betreibt den Krieg und sinnt dem Frieden nach. Er tut das Böse und will das Gute. Er ist Herr über die Natur, aber nicht Herr über sich selbst. Die Natur vermochte er in seinen Dienst zu zwingen, indem er ihre Gesetze erkannte, aber sich selbst, das Gewaltendunkel der eigenen Seelentiefe weiss er weder zu erhellen noch zu zähmen. Vielleicht braucht das noch viel Zeit. Aber die sich immer bedrohlicher zusätzende Selbstgefährdung treibt ihn in einen Wettlauf um die Sicherung auch seines Lebens. Pascal sprach von der «grandeur et misère de l'homme», — vom Menschen ist immer auch gross zu denken. Er lotet die Tiefen des Weltalls aus und entschleiert das Innere der Atome. Er sieht das Herz des Kranken am Röntgenschirme schlagen und verpflanzt es von einem Menschen in den andern. Was die Märchen fabelten, ist oft genug wahr geworden, und vieles wirklich, was nie ein Märchen ersann.

Martin Buber und Ernst Bloch haben das utopische Sinnen des Menschen zu deuten gesucht: Er war immer ein Utopien entwerfendes Wesen. Er denkt sich eine reichere, schönere, glücklichere, bessere Welt aus, als die es ist, die er vorfindet. Er fügt die Kunst, die Technik, die Wissenschaft der vorgefundenen Natur hinzu. Wo ihre Heilkräfte versagen, setzt seine Heilkunst ein. Er überbaut sie mit einer erfinderischen Fülle von Bequemlichkeiten. Dies kann er nur in der Arbeitsteilung seiner Ge-

meinschaften vollbringen. Er braucht seinesgleichen als freiwilliges oder gezwungenes Werkzeug für seine vielfältigen Zwecke. Darum wirft sich sein eifriges Planen ganz besonders auf die Gesellschaft. Sie muss anders, besser, brauchbarer werden. In seinen Gesellschaftsutopien malt er sich selbst, so wie er seiner Meinung nach sein soll. Dabei werden erschaupte Ideen zu wirkenden Idealen. Die älteren Utopien schildern zumeist Idealreiche des Friedens, der Gerechtigkeit und der Freiheit. So konnten sie als Ansporn wirken.

Es fällt auf, dass die modernen Utopien überwiegend pessimistisch gestimmt sind, man denke etwa an Aldous Huxley oder George Orwell. Der Werthimmel hat sich verdunkelt. Die Zukunft verliert die Bürgschaft, dass sich der Mensch aus seiner Not herausarbeiten kann. Die technischen Visionen Jules Vernes', das Entzücken noch unserer Grossväter und Väter, wirken heute schon hoffnungslos veraltet. Die Fahrt auf den Mond steht vor der Tür. Sie könnte der Menschheit ein Fest ohnegleichen bedeuten, ein Zeichen der Reife für den homo ludens, aber sie fällt in eine Epoche, die einen Abgrund menschlicher Unreife bezeugt. Die ethisch-soziale Entwicklung hält mit der technisch-politischen nicht Schritt. Der technische Optimismus hat sich in graue Zweifel aufgelöst. Der zum Kampf für die Freiheit berufene Maschinendiener wächst zum zerstörenden, versklavenden Golem aus. Er verdankt sein Dasein einer entfesselten wissenschaftlichen Forschung, und die Frage bedrängt, warum diese für den ethisch-sozialen Bereich so wenig Fruchtbare aufzuweisen vermag. Wo liegen die Gründe, warum wurde und wird die ethische Forschung nicht intensiver gefördert?

Viele Entwicklungen unseres Jahrhunderts verlaufen explosionsartig, in erschreckender Eskalation. So die atomare Waffentechnik, Automation und das Computerwesen, die verwirrende und entleerende Kraft des Wohlstandes, das Unvermögen vor der Freiheit der Freizeit, die Entmythologisierung der Religion, die Entschleierung und Inflation der Sexualität, die Bannkräfte und Enthemmungen im Leben der Vermassung und viel anderes mehr. Dazu gehört vor allem auch die beklemmende Zunahme der Erdbevölkerung und das Unverständnis, die-ser klar zu erkennenden Gefahrenflut gegenüber.

Wenn heute zwei Drittel der gegen drei Milliarden Menschen täglich nicht satt werden, mag sich ihre Zahl, treiben die Dinge so weiter, schon in vierzig Jahren verdoppeln. Auf dem Papier lassen sich apokalyptische Zif-

fern berechnen: In dreihundert Jahren sind alle Kontinente eine Stadt geworden, in achthundert weiteren erhält jeder Mensch gerade noch einen Stehplatz. Dazu wird es sicher nicht kommen. Und doch, heute werden jede Sekunde sieben Menschen geboren, im Tage gegen 70 000. Wie lassen sie sich ernähren? Vor allem aber, was werden sie denken und tun? Je mehr der Mensch als Masse aufwächst, desto mehr vermasst er. Er glaubt zu treiben und wird doch nur getrieben. Und diese Problemflut steigt Tag und Nacht an, ob wir sie sehen wollen oder nicht, ob wir sie wünschen oder nicht. An Katastrophen glaubt der Mensch erst dann, wenn sie über ihn hereinbrechen. Auch unser an Katastrophen überreiches Jahrhundert hat hier keinen nennenswerten Wandel geschaffen. Eine Hoffnung lässt sich indessen wohl darin erblicken, dass wenigstens das «Unbehagen in der Kultur», von dem Sigmund Freud 1930 sprach, über den ganzen Planeten hin zunimmt. Es kann der Not-wendenden Besinnung einmal radikalen Auftrieb geben.

Der Mensch im Zwiespalt mit der Natur

Es fällt dem Heutigen nicht mehr leicht, im Menschen die Krone der Schöpfung zu sehen. Wie jede Aussage, blieb selbstverständlich auch diese nicht unangefochten. Skeptische oder pessimistische Denker verglichen unser Geschlecht vielmehr mit einem Schimmelpilz, einer Hautkrankheit der Erde, gleich der Krätze. Der Mensch ist kaum ein Ebenbild Gottes, allenfalls ein mühsames Gemisch göttlicher und teuflischer Mächte. Noch vor dem Ersten Weltkrieg lässt Jakob Wassermann eine seiner Romangestalten sagen: «Die Erde ist von einem heillosen Gezücht bevölkert und in unermesslicher Geistesfinsternis begraben.» In Goethes «Faust» meint Mephisto zu Gott-Vater:

«Ein wenig besser würd' er leben,
Hättst du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur tierischer als jedes Tier zu sein.»

Der Mensch erscheint als ein Wesen der Vernunft; er kann sich ihrer nicht entledigen, um in die wirkliche oder vermeintliche Unschuld des Tieres heimzukehren. Aber was ist das Wesen der Vernunft? *Muss* denn, wer in ihr lebt, unweigerlich ins Unheil geraten? Oder bildet nicht sie, trotz allem, die alleinige Hoffnung des Menschen auf eine heilsame Ordnung seiner Welt?

Wir lernten es an vielen Schulen, dass die Lebensordnungen der Tiere durch ihre Instinkte geregelt werden. Das hat die gütige «Mutter Natur» so eingerichtet. Darum stellen die Tiere keine beunruhigenden Fragen, quälen sich nicht ab, eine Antwort darauf zu finden. Genau dieses aber charakterisiert den Menschen. Ihm wird alles zum Problem, er forscht nach seinem Woher und Wohin, nach Gut und Böse, nach Wahr und Falsch. Er ist immer in die Entscheidung gedrängt und muss sich entscheiden. Hat ihn nun die «Natur» eben dazu freigegeben, dass er seine Angelegenheiten selber regle? Oder ist er ihr etwa mutwillig in die gefährliche Freiheit des Geistes entlaufen? Wie immer es sei, darin schuf er Sprachen und Kulturen, Künste und Technik, Wissenschaft und Wirtschaft, Religionen und Philosophien. Er gestaltete sein persönliches und soziales Dasein auf Grund von Selbsterdacht, von Einsichten, Plänen und Idealen. Was dabei herauskam, ist genau die bunte, faszinierende, liebende und hassende, schöne und grauenhafte Babelwelt, in der wir alle leben müssen.

Dabei hat der Mensch in seinem Schaffen stets bewundernd auf die Natur hingesehen, aus der er selbst hervorstieg, hat sie sich auf vielen Ebenen zum Vorbild genommen. So kam es zu den Gestalten des Naturalismus in Leben und Kunst, zur natürlichen Ethik, zum Naturrecht, zur natürlichen Religion. Er wollte damit die ihm geheimnisvolle Freiheit nicht nur eigenmächtig auswerten, sondern mit der Natur in Fühlung bleiben, ja ihrer Führung gehorchen. Der radikale Rousseau-Ruf «retour à la nature» brachte keine vollen Lösungen. Einmal schien die Pforte dieses einstigen Paradieses für immer geschlossen. Zum andern machte sich die viel bitterere Einsicht bemerkbar, dass die Natur selbst kein Paradies ist. Ihre Geschöpfe werden zwar nicht in wilden Gewissensqualen hin- und hergeworfen, aber das «Böse» ist offensichtlich auch unter ihnen am Werk. Nicht erst Cain brachte den Mord in die Welt. Religiös gesprochen, nicht allein der Mensch bedarf der Erlösung, auch die Natur und ihre Kreaturen harren darauf. Damit vertieft sich die Sicht. Die schaffende Natur war nicht nur bis zum Menschen hin schöpferisch und sagte sich mit seiner Entlassung in die Sphäre des Geistes, der Vernunft, jeglicher Verantwortung ihm gegenüber los. Sie selbst ging mit ihrem ganzen Wesen und Herzen in den Menschen ein und wurde im Menschen frei. Seine Geschichte ist nach wie vor Naturgeschichte, seine Geschicke sind die Geschicke der Natur. Es ist noch nie überzeugend gelungen, Geist und Natur klar zu trennen, den naturlosen

Geist der geistlosen Natur gegenüberzustellen. Solche Scheidungen sind Entscheidungen des Menschen, und die Gründe, die ihn dazu bewegen, kaum solche der Wahrheit.

Das Natürliche, was immer es sein mag, öffnet sich im Menschen und entfaltet Wesenszüge, die vordem verdeckt und verborgen lagen. Um von den vielen hier aufbrechenden Rätseln nur eines zu nennen: Bis zum Menschen hin unterstellt sich alles Individuelle dem Gesetz, dem Allgemeinen: Nie wird Kochsalz anders als regulär kristallisieren, nie wird ein Enzian, eine Forelle, eine Amsel aus der Reihe tanzen. Sie tun, «was ihnen das Gesetz befiehlt». Gewiss beginnt im Organischen ein höchst eigenständliches Spiel mit der Freiheit. Aber erst im Menschen vermag sich das Individuelle über oder gegen das gewohnte Naturgesetz zu stellen. Der Mensch ist aus dem Gängelband der Instinkte entlassen, auch wenn sie ihn nach wie vor noch mitbestimmen, er gestaltet sein Dasein nach eigener, freier Planung. Er entwirft und sucht die Mittel zusammen, um das Entworfene zu verwirklichen. So entsteht Neues. Dass dies möglich ist, kann einer geheimen Absicht der Natur entsprechen, einer vormenschlichen «List der Idee», erst einmal in das Tummelfeld des individuellen Experimentierens vorzustossen, um darin zu neuen Gesetzen zu gelangen.

Solche Gedanken haben den genialen Immanuel Kant beschäftigt. «Die Natur», sagt er, «gab dem Menschen Vernunft und darauf sich gründende Freiheit des Willens ... er sollte nämlich nicht durch Instinkte geleitet oder durch anerschaffene Kenntnis versorgt und unterrichtet sein; er sollte vielmehr alles aus sich selbst hervorbringen. Und nun will die Natur keineswegs sein trügerisches Wohlleben, im Gegenteil, sie stört und stachelt ihn auf.» — «Der Mensch», so heisst es 1784, «will Eintracht; aber die Natur weiss es besser, was für eine Gattung gut ist: sie will Zwietracht. Er will gemächlich und vergnügt leben; die Natur will aber, er soll aus der Lässigkeit und untätigigen Genügsamkeit hinaus, sich in Arbeit und Mühseligkeiten stürzen, um dagegen auch Mittel auszufinden, sich kluglich wieder aus den letzteren herauszuziehen». Das gilt auch von den Kriegen. Und so kommt Kant zu dem visionären Schluss: «Man kann die Geschichte der Menschengattung im grossen als die Vollziehung eines verborgenen Planes der Natur ansehen, um eine innerlich — und zu diesem Zweck auch äusserlich — vollkommene Staatsverfassung zustande zu bringen, als den einzigen Zustand, in welchem sie alle ihre (!) Anlagen in der Menschheit völlig entwickeln kann.»

Freiheit der Entscheidung

Die Natur hat sich im Menschen einen freien Mitarbeiter geschaffen, und sie muss das Risiko tragen, dass er ihr, eben als ein Freier, in seine eigene Freiheit entläuft *. Aber wo er sich zum Naturplan entscheidet, wo er ihren Auftrag zustimmend annimmt, wird er nun zum Weiterbauer, zum schaffenden Körner und Künstler. Alles ist Kunst: Wegtechnik und Medizin, Architektur und Naturwissenschaft, zuletzt der Staat als *das grosse Kunstwerk*. 1786 gibt Kant noch einmal einen genialen Hinweis, wo er nämlich das Werden der Menschheit in dem Satze zu erleuchten sucht, dass dereinst «vollkommene Kunst wieder Natur» wird. So schliesst dann das anarchische Intermezzo des Menschen, dieses grössten Experimentes der Natur: alle Verbrechen, alles Leiden war Tribut, jene «Kunst» zu erreichen, welche die Menschengeschichte wieder in den Gleichklang der Naturgeschichte bringt. Und so ist ja bis in unsere Zeit oft genug die Geschichte als der Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit ausgelegt worden und ein Gedankenmodell von zündender Kraft geblieben.

Es gehört zum Wesen dieser menschlichen Freiheit, dass darin die Stimme des Gewissens hörbar wird, ein feinstes Instrument ständigen Prüfens, Erwägens, Wählens und der Stellungnahme zu den Werten. Wir fragen uns bei allen Haltungen, jedem Vorhaben, ob sie gut oder böse sind, nützlich oder schädlich, schön oder hässlich, wahr oder falsch. Dadurch wird das Feld unserer sittlichen Existenz bestimmt. In ihm stehen wir dauernd mit dem Wertreich in Fühlung, als Politiker, Künstler oder Wissenschafter, als Bauer, Arbeiter oder Soldat. Werte verwirklichen sich nicht von selbst, so sehr sie einen geheimen Druck auszuüben scheinen, wir müssen sie in eigener Entscheidung verwirklichen. Es gibt eine reiche und eine unbegabte Wertsicht, einen derben und empfindsamen Umgang mit den Werten, eine wache und laue Stellungnahme ihnen gegenüber. Aber die Werte stehen unabweisbar in unserem Leben. Sie nun besitzen in ihrer Weise wieder den Charakter des Allgemeinen, ähnlich den Naturgesetzen und melden so ihre Verbindlichkeit für alle Menschen an.

Wieder erhebt sich die Frage, ob die Werte der «Natur» angehören, schon vor dem Menschen in ihr vorhanden und vielleicht gar wirksam wären. Erblicken wir im Menschen ein rein natürliches Wesen, dann sind auch Vernunft, Geist und Werte Natur, dann gehören auch

* Vergleiche des Verfassers Schrift: «Vom kleinen und vom grossen Ich», Winterthur 1968.

Kunst und Recht zu ihren Schöpfungen, sollten sie sich auch erst im Menschen verwirklichen können. Sonst müsste eine Trennung gelten: Der Mensch gehörte dann zwei Bereichen an, dem der Natur und dem des nicht natürlichen Geistes. Danach wäre die Freiheit etwa dem Geiste allein zugehörig und nur ihm eigentümlich. Und nur er fügte Neues zur Natur hinzu, was sie aus ihren Kräften im Menschen nicht zu schaffen vermöchte. Wir sehen sie gern im Bann undurchbrechbarer Gesetze, alles ist in ihr vorausbestimmt. Ein losgelassener Stein muss zu Boden fallen, ein Star muss im Herbst nach dem Süden ziehen. Mit dem Menschen verhält es sich anders, er ist frei, nach seiner eigenen, überlegten Wahl in eine der vier Richtungen der Windrose zu reisen. Nichts hindert uns, der «Natur» die *Anlage* der Freiheit zuzuschreiben, die sich erstmals im Menschen voll verwirklicht.

Im traumlosen Schlaf werden wir wieder ganz und gar Wesen der Natur. Sie lebt uns. Mit dem Erwachen beginnt unser eigenes bewusstes aktives Verhalten im Raum der vorgefundenen Sitte und des Rechtes, des Wissens und des Glaubens. Das alles kann allein nur die stammesgeschichtlich jüngste Phase des Naturwerdens sein. Es ist völlig unnötig, eine solche Sicht etwa auf den vielverrufenen «Materialismus» hinauszuspielen. Kein ehrlicher Forscher weiss, was «Materie» ist. Niemand kann sagen, was für Mächte noch in ihr stecken. «Materie» wie «Natur» bilden lediglich Zeichen für das *eine* Wunder des Seins. Aus ihm aber stammen wir, und was uns aus ihm fügte und uns lebt, was aus ihm in uns als Sinnunruhe aufbricht, das sind wir selbst. Gerade dass wir frei sein müssen, dass wir im Zwange existieren, frei zu sein, umschreibt das Rätsel. 1929 nannte der Philosoph Theodor Lessing eines seiner Werke «Untergang der Erde am Geist». Die darin vertretenen Thesen bestimmen auch das Hauptwerk von Ludwig Klages mit der einprägsamen Formel: «Der Geist als Widersacher der Seele». Hier wirkt immer noch die alte Rousseausche Diskussion nach. Rousseaus «Emile» beginnt mit dem berühmten Satz: «Alles ist gut, wie es aus den Händen des Urhebers aller Dinge hervorgeht, alles entartet unter den Händen des Menschen». Der Urheber, das ist auch für ihn vornehmlich die Natur, und sie gilt ihm für schlechthin gut. Wo der Mensch sich ihr nicht fügte, wo er ihr in seine zweifelhafte Eigenwelt entlief, da wucherte dann alles grausig Verkehrte in Staat und Kirche, in Politik und Religion, Wissenschaft und Technik, Kunst und Sitte, Gesellschaft und Erziehung auf. Dass wir heute in einer solch unermesslichen Verwirrung stecken, das hat alles die gleiche Ursache — es gefiel uns, die Natur und ihre weise,

gütige Ordnung zu verlassen, wir wurden ihr so entfremdet und haben sie verdorben, ihre Unschuld mit unserer lasterhaften Kultur überbaut, und so musste es unweigerlich, böse fortzeugend, zu all den Kriegen und Katastrophen kommen. Der Mensch missbraucht die ihm gegebene Freiheit, und dass er das kann, sagen die Gegner des Geistes, stammt zudem wieder nicht aus seiner freien Willkür, sondern er ist an der Vernunft erkrankt; der lebensfeindliche Geist hat ihn wie ein Parasit befallen und richtet ihn nun unweigerlich zugrunde.

Das ist eine schlechte Verteidigung des menschlichen Versagens, mit fragwürdigen metaphysischen Mitteln. Ist es nicht vielleicht umgekehrt die natürliche Unter- und Tiefenwelt in uns, die sich des schwachen und wehrlosen Geistes bemächtigt und ihm Dienste abzwinge, die gar nicht in seinem Wesen liegen? Ist es nicht ein stufenälterer persönlicher und allgemeiner Egoismus, die uralte Lust an Mord und Macht, die zu den Kriegen treibt? Man bedenke etwa, dass Nation und Natur derselben Wortwurzel entstammen, von nascor, nasci — geboren werden. Das Böse und die Sünde brauchen nicht erst mit dem Menschen zu beginnen, vielleicht werden sie nur erst in ihm bewusst, und er mag auch der erste sein, sie zu überwinden. Die Natur bleibt hintergründig, gleichgültig, ob wir sie nun in unseren Theorien vergötlichen oder verteufeln. Sie selbst stellt sich im Bewusstsein des Menschen zur Diskussion, es sind ihre Anliegen, die in unserem Denken und Entscheiden zur Reife kommen.

*

1961 hat die Vollversammlung der Vereinten Nationen beschlossen, das Jahr 1968 zum «Internationalen Jahr der Menschenrechte» zu erklären. Es soll damit an den 10. Dezember 1948 erinnert werden, als im Palais Chaillot zu Paris die «allgemeine Erklärung der Menschenrechte» von 48 Nationen ohne Gegenstimme genehmigt wurde. Sie hoffte damit, dass weltweit alle Menschen guten Willens diese Erklärung neu überdenken möchten, und dass jeder an seinem Orte prüfe, was er tun kann, dass ihr nachgelebt und sie verwirklicht werde. Gemessen am menschlichen Elend dieses Jahres und an dem titanischen Willen der Mächte, die Menschenrechte zu missachten, klingt dieser Ruf wie weltfremd-ohnmächtig in eine blutig verworrne Zeit. Aber in ihm liegt die einzige Bürgschaft für unsere noch mögliche Zukunft.

An den Artikeln dieser Menschenrechte haben die Jahrtausende gearbeitet. Aus neuerer Zeit wäre etwa an die englische «Bill of Rights» vom Jahr 1669 zu erinnern, an

die Formeln in den Verfassungen der nordamerikanischen Kolonien von 1776 und, von diesen beeinflusst, an die bisher am meisten wie ein Fanal wirkende französische «déclaration des droits de l'homme» vom 26. August 1789. Heute dringt dieses mühsam geschaffene Gedankengut zu allen Menschen und entfesselt gewaltige Kräfte, die politischen und sozialen Strukturen in allen Ländern nach diesen Richtlinien zu ändern. Die Menschenrechte wirken im Hintergrund aller Unruhen dieser ernsten und bedrohlichen Epoche.

Nach den Erklärungen des Jahres 1948 sind alle Menschen frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Es wird ihnen Vernunft und Gewissen zugestanden, was immer das bedeuten mag, und sie sollen einander im Geiste der Brüderlichkeit begegnen. Der Mensch wird als solcher, als natürlich-geistiges Wesen ernst genommen, ungeachtet seiner Zugehörigkeit zu irgendeiner Rasse, Klasse, Kaste, Sprache, Nation, Religion oder Weltanschauung, ungeachtet seines Geschlechtes, Alters, auch ob er arm oder reich ist, gesund oder krank, gebildet oder nicht.

Die Bedeutung der Freiheitsrechte

Er hat das Recht auf Leben, Freiheit und Sicherheit seiner Person, niemand darf ihn versklaven, verkaufen, foltern, erniedrigen und entwürdigen. Er kann sich an die für alle gleiche Gesetzgebung und ihre Träger wenden, jederzeit den Schutz der Gerichte anrufen, falls ihm Unrecht geschieht. Werden seine in der Verfassung niedergelegten Grundrechte verletzt, so hat er Anspruch auf volle Rechtshilfe. Kein Mensch darf willkürlich ohne Haftbefehl festgenommen, in Haft gehalten oder aus seiner Heimat vertrieben werden. Er hat stets Anspruch auf ein unparteiisches und unabhängiges Gericht. Er bleibt so lange straflos, bis ihm seine Schuld durch ein öffentliches Verfahren nachgewiesen ist. Ebenso darf niemand willkürlichen Eingriffen in sein Privatleben, seine Familie, sein Heim oder seine Korrespondenz, noch Angriffen auf seine Ehre und seinen Ruf ausgesetzt werden. Er kann den Wohnsitz in seinem Heimatland nach freier Wahl selber bestimmen, dieses ebenso verlassen als auch wieder dahin heimkehren. Er hat vollen Anspruch auf die Staatszugehörigkeit, und er kann sie nicht durch Willkür anderer verlieren.

Er hat das Recht auf persönliches Eigentum und solches in Gemeinschaft mit anderen. Niemand darf ihm dieses rauben.

Jeder Mensch hat das Recht auf Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit. Er darf überall und soll frei seine Meinung sagen können. Es ist erwünscht, dass er die Stimme seines Gewissens in der Gemeinschaft zu Gehör bringt, sich gemäss seinem Können und Wissen an den Aufgaben des Gemeinwesens beteiligt. Es steht ihm frei, sich jeder Vereinigung anzuschliessen, sofern sich deren Zwecke nicht selbst gegen die Grundfreiheiten richten. Dagegen darf niemand gezwungen werden, einer Vereinigung anzugehören.

Jeder kann sich in die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten wählen lassen oder Vertreter in diese wählen. Die öffentlichen Aemter stehen jedem offen, der sich für sie genügend ausweist. Diese selbst werden allein nur durch den wählenden Willen des Volkes bestimmt und periodisch in neuen Wahlverfahren überprüft.

Die soziale Sicherheit des Einzelnen muss gewährleistet sein. So hat jeder Anspruch auf Arbeit, desgleichen auf freie Berufswahl mit angemessenen, befriedigenden Arbeitsbedingungen ebenso auf Schutz im Falle der Arbeitslosigkeit. Es gilt das Recht auf gleichen Lohn für gleiche Arbeit, und zwar ohne Unterschied für alle. Jeder Mensch hat das Recht, zum Schutz seiner Interessen Berufsvereinigungen beizutreten oder neue zu bilden.

Jeder hat Anspruch auf Erholung und Freizeit, eine vernünftige Begrenzung seiner Arbeitsstunden und auf regelmässig bezahlten Urlaub. Ebenso auf eine Lebenshaltung, die seine oder seiner Familie Gesundheit und Wohlbefinden, einschliesslich Nahrung, Kleider, Wohnung, ärztlicher Betreuung und der notwendigen Leistungen der sozialen Fürsorge gewährleistet. Er hat das Recht auf Sicherheit im Falle von Arbeitslosigkeit, Krankheit, Invalidität, Verwitwung, Alter oder anderweitigem Verlust seiner Unterhaltsmittel durch unverschuldete Umstände. Mutter und Kind erhalten besondere Hilfe und Unterstützung.

Jeder Mensch hat das Recht auf Bildung. Der Unterricht muss wenigstens in der Grundschule unentgeltlich sein. Die höheren Studien sollen allen nach Massgabe ihrer Fähigkeiten und Leistungen in gleicher Weise offenstehen. In erster Linie haben die Eltern die Art der ihren Kindern zuteil werdenden Bildung zu bestimmen. Jeder Mensch hat das Recht, am kulturellen Leben der Gemeinschaft frei teilzunehmen, sich der Künste zu erfreuen und am wissenschaftlichen Fortschritt und dessen Wohltaten teilzuhaben.

Jeder Mensch hat Pflichten gegenüber der Gemeinschaft, in der allein die freie und volle Entwicklung seiner Persönlichkeit möglich ist.



Naturrecht — positives Recht

Wer in diesen Artikeln nur eine dürre Aufzählung der Rechte seines ihm selbstverständlichen Alltags findet, ahnt selten, was es an Kämpfen gekostet hat, dass sie doch für ihn Wirklichkeit wurden und dass noch Millionen sehnüchsig in ihnen die grösste Hoffnung ihres gequälten Lebens erblicken. Ihm erscheinen sie als natürliche, damit zugleich aber auch als vernünftige, der persönlichen und sozialen «Natur» des Menschen entsprechende Regeln des Verhaltens.

Tatsächlich enthalten die Artikel vom Palais Chaillot ein ganzes, längst wohlbekanntes Arsenal naturrechtlicher Thesen. Dem alten ius naturale, die deutsche Uebersetzung stammt von Leibniz, lag die Vorstellung zu grunde, es liessen sich der Natur auch die unbestreitbar notwendigen Ordnungsregeln für das Verhalten des Menschen entnehmen. Die Natur selbst erschien als von grossen, vernünftigen Gesetzen durchwaltet, das Naturrecht konnte vom Vernunftrecht nicht verschieden sein. Die in uns wirkende und bewusstwerdende Vernunft ist die nämliche wie die grosse Naturvernunft. Wenn wir erkennend an der Weltvernunft teilnehmen, finden wir auch die Regeln, vernünftig zu handeln. Dem Naturrecht wurde dann das sogenannte positive Recht gegenübergestellt. Es ist eine wenig glückliche Namensgebung, sie darf vor allem nicht dazu verführen, etwa im Naturrecht ein negatives Recht zu vermuten. Eher das Gegen teil wäre richtig.

Auch das positive Recht beruht weitgehend auf dem Naturrecht und wird sich wohl einmal ganz in diesem wieder auflösen. Es bedeutet die jeweilige konkrete Ordnung, die sich der Mensch zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort selbst gibt und mit der nötigen Autorität durchsetzt. Die uferlose theoretische Forschung nach dem wahren, ewiggültigen Recht gilt es, praktischer Erfordernisse wegen zu unterbrechen, auch wenn dabei nur Vorläufiges, aber Brauchbares zur Norm erhoben wird. Dieses ist zeitgebunden und zeitverfallen, ist das Rechtsbewusstsein einer Epoche, durchaus im Bann der weltanschaulichen und religiösen Vorurteile, desgleichen der Sitte und des Aberglaubens, in gesetzliche Vorschriften gefasst. Darum lässt sich das positive Recht, als geschichtlich geworden, auch nur geschichtlich verstehen. Darum vermag es sich immer und überall zu widersprechen. «Gesetze» auch dieser Art aber werden nun einmal gern auf kostbare Marmortafeln geschrieben. Sie haben eine böse Beharrungstendenz, bauen einen Wall von Ehrfurcht um sich auf und sind so

schwer zu ändern. Erst wenn die Ueberholung im Wandel des Neues erfassenden Bewusstseins mächtig wird, kann der Kampf für die Änderung beginnen. Grossartig fasst Mephisto die Zusammenhänge:

«Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort,
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, dass du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider! nie die Frage.»

Im Naturrecht glaubt der Mensch Normen zu erkennen, die nichts mit den Sonderbedingungen irgendeiner geschichtlichen Situation zu tun haben, sondern so gültig sind wie die Gesetze der Mathematik, der Astronomie, die Kepler und Newton der Natur selbst ablesen — er tastet nach objektiven Rechtsstrukturen. Das Zeitgebundene ist gebrochene, individuelle, vergängliche Schöpfung, im Falle der Naturrechte erscheint der Mensch als Finder, nicht Erfinder, als Empfänger, nicht als Schöpfer der Normen. Der entscheidende Akzent liegt dabei auf dem Allgemeinen, dem Unabhängigsein von jeder zufälligen, individuellen geschichtlichen Verbindlichkeit. Positives Recht gilt nur hier und jetzt, Naturrecht immer und überall.

Menschenrechte sind die Rechte, die jedem Menschen, wer er auch sei, wo er auch sei, wann er auch sei, zukommen. «Es ist nur ein Streit in der Welt», sagt Hölderlin einmal, «was nämlich mehr sei in der Welt, das Ganze oder der Einzelne.» Er lässt sich wohl nur so schlichten, dass der Einzelne das Ganze lebt mit aller Wahrheit, allem Recht und Sinn des Ganzen. Die Naturrechtslehre sieht in ihrem Forschen stets auch auf das Ganze und seinen vielleicht erst werdenden Sinn. Der Mensch ist nicht allein aus sich selbst zu erklären, er kommt aus dem Sein zu sich selbst, es ist das Sein, das in ihm zu sich selbst kommt. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, den Menschen von seinen metaphysischen Wurzeln abzuschneiden, wie dies der Positivismus allgemein, der Rechtspositivismus im besonderen anstrehte. Aber die Ursprünge haben sich immer wieder mit überraschender Kraft bemerkbar gemacht. Hier, wie auf allen verwendeten Feldern gilt der Satz des Horaz: «naturam expellas furca, tamen usque recurret — treibst du die Natur auch mit der Gabel aus, sie kehrt doch stets wieder zurück». Es fällt dabei auch wenig ins Gewicht, ob der mit Inhalten überreich be-

frachtete Begriff «Natur» noch beibehalten wird oder nicht, genug, wenn im Menschen stets seine Verbundenheit mit dem Sein, das Herkommen aus ihm, seine Seinsbegründetheit, mitbedacht wird. Ob im Kern der Natur schon eine aktive Vernunft arbeitet, ob diese Gott genannt wird, ob sie sich erst auf dem Wege zum Vernunftwerden befindet und Gott erst am Ende steht, statt, wie es mächtige Traditionen sehen, am Anfang, das alles sind Fragen, mit denen der Mensch sein innerstes Leben verbringt. Menschsein heißt, die Arbeit an diesen Fragen auf sich nehmen und sich in die Mühe ihrer Lösung stellen.

Der Einzelne im Verhältnis zum Volk

Wenn wir also in der Natur das Ganze sehen, das auch den Menschen schafft, bestimmt und trägt, in ihm frei wird und darin, mit ihm als dem Freiwilligen den eigenen Weg verfolgt, dann kann sich die Ueberlegung Hölderlins aber auch noch auf andere, engere «Ganzheiten» beziehen, nämlich auf die Spannung zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft, dem Individuum und dem Staat.

Es ist dem Menschen möglich, sich ganz nur als ein Organ des Weltwerdens zu verhalten — nicht mein Wille, der Weltwille geschehe —, er vermag auch Wesen und Belange der Gemeinschaft und des Staates derart zu erhöhen, dass er sich ihnen völlig ergeben unterstellt. So missversteht er primär metaphysisch Volk und Staat als primär-metaphysische Gestalten. Nicht mein Leben ist dann wichtig und im letzten sinnvoll, sondern das Leben der Nation, nicht meine Existenz und Individualität zählt, sondern die des Staates. In diesem Verhältnis das Richtige und Falsche zu trennen, ist bis heute nicht überzeugend gelungen. Im Sinne des Naturrechts bilden Volk und Staat notwendige Gegebenheiten, aber sie werden, von einer bestimmten Linie an, zur Gefahr für den Menschen. Für beide gilt das Wort Jesu, dass der Sabbat für den Menschen da ist und nicht der Mensch für den Sabbat. Jedenfalls sehen die Menschenrechte stets entscheidend den *Einzelnen*, sie schützen ihn gerade vor den Uebergriffen, Machenschaften des selbstherrlich gewordenen Staates, des mystisch erhöhten Volkes. Wo diese mächtig, gewalttätig werden, wo sie sich selbst vergötzen und sich als metaphysische Popanzen aufspielen, werden sie zum schlimmsten Feind des Menschen überhaupt. Thomas Jefferson hat den Staat lediglich als ein Menschenwerk bezeichnet, das man nie zum Moloch hochzüchten soll. Freiheit bedeutet ebenso die Möglichkeit zum Irrtum

wie zur Berichtigung des Irrtums. Darum ist Jefferson gegen jede Verhärtung, Heiligung, Verewigung, Konser vation des positiven Rechtes. Sobald es sich als störend, drückend, unbrauchbar erweist, sobald es mit den überholenden neuen Erkenntnissen nicht mehr übereinstimmt, sowenig wie mit dem wachen, reiferen Gewissen, soll man es abschaffen und Besseres an seine Stelle setzen. «Gott möge verhüten», schreibt er 1787 an einen Freund, «dass wir je einmal zwanzig Jahre ohne Rebellion wären». Scheinrecht ist Unrecht, wo es nicht friedlich weicht, muss es die Rebellion zerbrechen. Es kann auch eine Scheinrebellion geben, aber die Rebellion gegen das Unrecht wird die Menschen solange erschüttern, bis das Recht verwirklicht ist.

Für Jefferson bildet die Sicherung von Glück und Freiheit des Einzelnen die einzige Aufgabe des legitimen Staates. Das schafft den Raum für die sinnerfüllende Bestimmung des Menschen. Leidenschaftlich bestreitet er jeden Anspruch einer Generation, auch die nachfolgende verpflichtend zu prägen und zu bestimmen. Sie soll es aus ihren Gegebenheiten neu stets wieder selber tun. Er kämpft gegen jeden unfruchtbaren Konservativismus, das sture Bewahren des Verstaubten, Ueberholten, des längst unwahr Gewordenen. Und er fürchtet dabei keine Anarchie. Was ihn sichert, ist der Glaube, dass es einen Fortschritt in der immer besseren Erkenntnis der Naturordnungen und der aus ihnen abzuleitenden Rechtsnormen gibt.

Für die Grosskollektive, die Völker, die handeln, als wären sie *eine Person*, hat der Holländer Hugo de Groot seit 1635 das ius gentium, das Völkerrecht, auszubauen begonnen. Es muss in seiner Weise mit der Antinomie «Einzelner oder Volksganzes» kämpfen. Die Menschenrechte entscheiden sich für den Einzelnen, und von ihnen her lässt sich das Völkerrecht am überzeugendsten darstellen. Der Mensch steht in notwendigen Einschränkungen, aber er bildet letztlich das allein Entscheidende.

Menschenrechte — eine Botschaft des Mutes

Die Wirklichkeit des Rechtes besteht in den Gesetzen als einer lebendigen Institution, vom Anwalt bis zu den Gerichten und allen Organen der ihm dienenden Autoritäten; es lebt aber zutiefst im Bewusstsein jedes Einzelnen als ein natürliches Rechtsbewusstsein, als Rechtserkenntnis und als Wille zum Recht. Es deckt sich weitgehend mit der Sittlichkeit, gibt dieser den Rückhalt, den sie braucht. Ansprüche und Rechte besitzen ihr Gegenstück in den

Pflichten. Jeder von uns ist aufgerufen, die Menschenrechte zu erkennen, ihnen nachzuleben, sie zu verwirklichen, ihnen Achtung zu verschaffen, im engsten Kreise und über den ganzen Planeten hin. Jeder soll mitkämpfen und mithelfen, die Mächte zu besiegen, die ihre Verwirklichung verhindern. Er soll die Forschung fördern, die uns verstehen hilft, warum es überhaupt solche Gegenmächte gibt. Die Menschenrechte bilden eine gewaltige revolutionäre Kraft, sie bedeuten Helle, Wärme, Glück, Vernunft und Sinn, sie gehören zum Prinzip Hoffnung. Sie bedeuten eine Botschaft des Mutes, der Zuversicht, ein gesundes Ziel für jeden guten Kämpfer. Sollten sie einmal ganz verwirklicht sein, bleibt die eigentliche Aufgabe des Menschen immer noch bestehen: die Sinndurchdringung seiner eigenen Existenz.

Kein Tier ersinnt oder richtet sich nach Ideen oder Idealen. Das ist ganz und gar dem Menschen eigentümlich. Er braucht sie, er sucht und schafft sie, um gleichsam die Wunde seiner Offenheit im Geiste zu heilen. Seine Not besteht weitgehend darin, dass er sich vermessene Ideale entwirft. Er hat sie nur zu oft zu hoch gestellt, zu grossgeartet, ihn selbst überfordernd, überspannend und vergewaltigend. Man sagt gerne, wenn Idealen nicht nachgelebt wird, so sei an ihnen nichts zu tadeln, es liege allein am Menschen, seinem Mangel an gutem Willen, dass er sie nicht verwirkliche. Warum sollte es in vielen Fällen nicht umgekehrt sein? Es gibt eine zerstörende, zerrüttende Verehrung von Fehlidealen, die sich gegen den Menschen richten. Vor Idealen für Uebermenschen muss der Mensch, wie er ist, versagen. Wer die Geschichte einmal unter diesem Aspekt schreibt, wie sich «das Tier Mensch», von dem auch Kant spricht, immer wieder vor zu hochgestellten Idealen wund abmüht und darüber jene Normen verfehlt, die ihm heilsam sind, der wird den Weg unseres Geschlechtes durch das lange Tal der Tränen ergreifend erhellen.

Das Denken macht unser eigentliches Wesen aus, insbesondere das Wertdenken. Darin suchen wir das Wesen der Gerechtigkeit, der Würde, des Sinnes unserer Existenz zu ergründen. Wir suchen dieses Wissen, weil wir es nicht haben. Der Mensch ist unfertig, im Menschen ist das unfertige Sein an der Arbeit. Was er dann im Denken findet, das erobert Kopf um Kopf, entzündet und erhellt die Mitmenschen, lässt ihr Wertauge reifen, ihre Wertschicht verfeinern, wird vom Willen aufgenommen, in die Diskussion, den Kampf und schliesslich in die Wirklichkeit getragen. Es gab und gibt viele sich völlig widersprechende ethische, rechtliche Leitbilder,

«Normen», Gesetze, Thesen und Ideale; sie bekämpfen sich, sie führen ihren Darwinschen Kampf ums Dasein, um Macht und Ueberleben. Manche Betrachter ziehen daraus den mutlosen Schluss, dass eben dieser Relativismus in der Natur der Dinge liege, dass sich die Natur im Menschen selber und hoffnungslos widerspricht. Es kann aber auch so sein, dass sich der Mensch im Naturwerden erst auf dem Wege befindet, unter den vielen Idealen jene herauszuarbeiten, die dem Grund seines Gewissens wirklich entsprechen. Die Normen erinnern an mathematische Grundsätze, und sie mögen ihnen auch irgendwie verwandt sein. Aber vielleicht bilden sie die jüngste Schicht des werdenden Seins und werden selbst erst im menschlichen Suchen und Leiden. Man kann sie vorschnell fixieren, feststellen wollen, und sie sind dann richtig, wenn sich das kritische Gewissen mit ihnen verständigt. Dass wir mit so vielen, verwirrenden Idealen uns auseinandersetzen müssen, im Gegensatz zu den schlicht von den Instinkten geleiteten Tieren, das ist unsere geheimnisvolle Besonderheit im Abgrund der Freiheit. Wir sind Wesen des noch Unfertigen, des noch nicht Festgestellten. Darum ist uns das Planen, Erfinden, Erproben und Experimentieren natürlich. Alles Unsige muss so in den Streit und den Widerspruch geraten, in die Anfechtung durch Gegenthesen. Prüfen alles und behaltet das Beste, heißt es auch hier.

W. R. C.

Was Walter Robert Corti in seinen «Gedanken zu den Menschenrechten» kundtut, lautet anders als das, was man sonst zu diesem gewaltigen Thema in Zeitungen und Zeitschriften liest. Viele Fragen werden wach, Fragen, die um die Stellung des Menschen im All, um seine Ohnmacht und Grösse kreisen, letztlich auch die Frage nach der Verantwortung, die dem Mensch überbürdet ist, gleichsam als das lastende Gegenstück zu seiner Entscheidungsfreiheit. Am 10. Dezember vor zwanzig Jahren wurde die «Erklärung der Menschenrechte» verkündet. Mögen die Ausführungen Walter Robert Cortis uns darum in Erinnerung rufen, dass gerade in diesem Jubiläumsjahr zu viel Unrechtes, Niederträchtiges und Böses geschehen ist, als dass wir die Forderung nach Verwirklichung der Menschenrechte jemals vergessen könnten.